

# Niederdeutsches Wort

BEITRÄGE ZUR NIEDERDEUTSCHEN PHILOLOGIE

Im Auftrag der Kommission  
für Mundart- und Namenforschung Westfalens

herausgegeben von  
MARKUS DENKLER und JÜRGEN MACHA

Band 49

2009

 **Aschendorff**  
Verlag

Das NIEDERDEUTSCHE WORT wird veröffentlicht von der Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe unter Mitarbeit der Abteilung Niederdeutsche Sprache und Literatur des Germanistischen Instituts der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Eingesandte Manuskripte werden von einem Redaktionsgremium geprüft. Die Zeitschrift erscheint jährlich in einem Band.

Redaktionsadressen:

Prof. Dr. JÜRGEN MACHA, Germanistisches Institut,  
Hindenburgplatz 34, 48143 Münster, E-Mail: macha@uni-muenster.de

Dr. MARKUS DENKLER, Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens,  
Robert-Koch-Straße 29, 48149 Münster, E-Mail: markus.denkler@lwl.org

Aschendorff Verlag GmbH & Co. KG, Münster

© 2009 Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens,  
Robert-Koch-Straße 29, 48149 Münster

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, der Entnahme von Abbildungen, der Funksendung, der Wiedergabe auf fotomechanischem oder ähnlichem Wege und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Die Vergütungsansprüche des § 54, Abs. 2, UrhG, werden durch die Verwertungsgesellschaft Wort wahrgenommen.

Satzherstellung durch die Redaktion

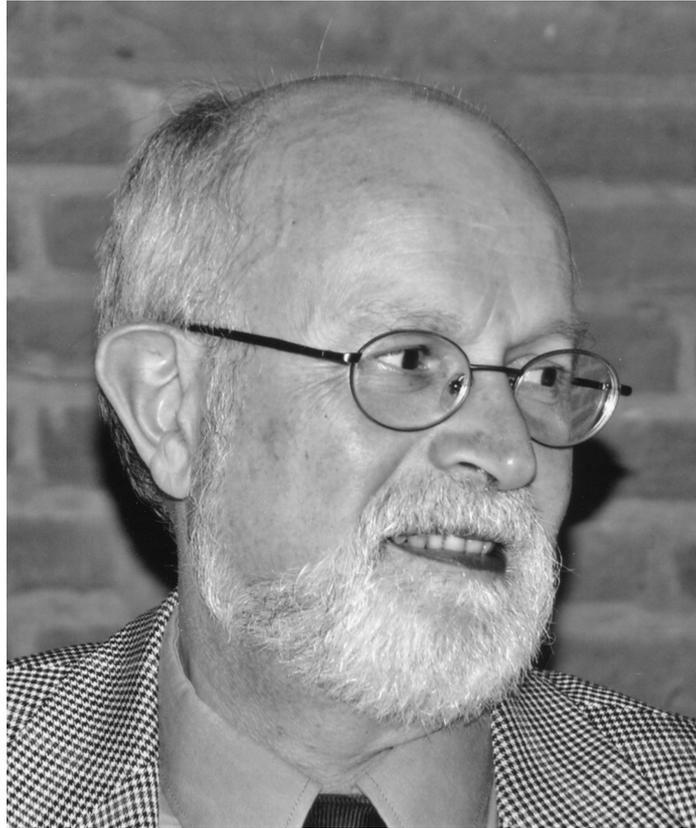
Druck und Herstellung: Druckverlag Kettler GmbH, Bönen

ISSN 0078-0545

Von *vrinden*, *vrinden*  
und *vrinden*

Festgabe für Hermann Niebaum  
zum 65. Geburtstag

herausgegeben von  
MARKUS DENKLER und JÜRGEN MACHA



## **Inhalt des 49. Bandes (2009)**

Vorwort .....	7
---------------	---

### **Sprachgeschichte**

Christian FISCHER: Zur Geschichte der Vergleichspartikeln im Deutschen	9
Jürgen MACHA: Landeigene und landfremde Sprachvarietäten in Berliner Lokalpossen der Biedermeierzeit .....	17
Agnete NESSE: Die Geschichte der Stadtmundart in Bergen (Norwegen) mit besonderem Augenmerk auf den Kontakt mit dem Mittel-niederdeutschen .....	31
Robert PETERS: West- oder ostfälisch? Zur Schreibsprache des Klosters Möllenbeck bei Rinteln .....	41

### **Dialektologie**

Werner ABRAHAM: Dialektsyntax als gesprochene Syntax – im Besonderen in den Sprachinseldialekten. Was Sprachinseldialekte über Sprachuniversalien und über Wandel unter Sprachkontakt (nicht) verraten .....	57
Amand BERTELOOT: Drei Jahrzehnte Mundartforschung im ostniederländisch-westfälischen Grenzgebiet .....	77
Markus DENKLER: Zur Konkomitanz des Umlauts beim <i>-er</i> -Plural in den westfälischen Dialekten .....	91
Jan GOOSSENS: Der Tonakzent in den südniederfränkischen Langvokalen von <i>daa<sup>2</sup>g</i> ‘Tag’, <i>wee<sup>2</sup>g</i> ‘Weg’, <i>hoo<sup>2</sup>f</i> ‘Hof’, <i>laa<sup>2</sup>m</i> ‘lahm’, <i>hoo<sup>2</sup>l</i> ‘hohl’ usw. ....	103
Tom F. H. SMITS: Sprachdynamik an der niederländisch-deutschen Staatsgrenze. Die Konsolidierung der Staatsgrenze als Dialektgrenze .	113
Jan WIRRER: Sprachvergesser .....	135

### **Lexikologie/Lexikografie**

Nils ÅRHAMMAR: Die niederdeutschen und niederländischen Bezeichnungen für den zentralen sprach- und kulturmittelnden Begriff ‘übersetzen’. Eine wortgeschichtliche Teilstudie .....	149
---	-----

Jan B. BERNS: Was im Wörterbuch fehlt: dt. <i>Hufkunde</i> / nl. <i>hoefkunde</i> . . .	175
Robert DAMME: Historische Wortgeografie mit dem ›Vocabularius Theutonicus‹ . . . . .	181
Reinhard GOLTZ: <i>inslex</i> – Die Wortliste zu den plattdeutschen Nachrichten als Beispiel für praxisorientierte Online-Lexikografie . . .	195

### **Namenkunde**

Rudolf EBELING: Sein Name sei <i>Ganzenbloem</i> . Koloniales Erbgut im niederländischen Familiennameninventar . . . . .	211
Ludger KREMER: Doppelvornamen / Mehrnamigkeit. Beobachtungen zur historischen Vornamengeografie im westfälisch-ostniederländischen Raum . . . . .	221
Gunter MÜLLER: <i>Suthrem/Sustrum</i> – Ein merkwürdiger Lautwandel in toponymischem Kontext . . . . .	235
Hans TAUBKEN: <i>Johannimloh</i> – <i>Paulfeuerborn</i> – <i>Ottovordemgentschen- felde</i> . Zu einem Familiennamentypus im Rietberger Land . . . . .	241

### **Literaturwissenschaft**

Jurjen VAN DER KOOI: ‚Geschichten aus meinem Dorf‘. Kalender- geschichten in Groninger Mundart, 1850–1900 . . . . .	257
Gesine MIERKE: Christliche Rhetorik im altsächsischen <i>Heliand</i> . . . . .	273
Ulrich SCHEUERMANN: Nau ens: Klöntrup. Dütmaul: Dree platdütske Gedichte . . . . .	283

\*

Veröffentlichungen von Hermann Niebaum . . . . .	301
--	-----

## Vorwort

Es ist wohl nicht übertrieben zu behaupten: Nahezu allen Studierenden der deutschen Dialektologie ist der Name Hermann Niebaum ein Begriff. Sein zuerst 1983 als Germanistisches Arbeitsheft erschienenes Buch „Dialektologie“, das in der Zwischenzeit (zusammen mit Jürgen Macha) zweimal neubearbeitet wurde und das seit 2006 unter dem Titel „Einführung in die Dialektologie des Deutschen“ greifbar ist, stellt mittlerweile, wenn grundlegende Fragen des Zusammenhangs von Sprachgebrauch und Regionalität behandelt werden, ein Standardlehrwerk der sprachwissenschaftlichen Ausbildung dar.

Hermann Niebaum entstammt einer bodenständigen westfälischen Familie. Sein ursprüngliches und nicht zuletzt durch die autochthone Sprachkompetenz nahegelegtes Betätigungsfeld war das der westfälischen Dialektologie, die er gewissermaßen von der Pike auf gelernt hat. Zu Beginn seiner wissenschaftlichen Laufbahn war er ab 1972 wissenschaftlicher Angestellter und dann ab 1974 wissenschaftlicher Referent am Westfälischen Wörterbuch. Bei diesem groß angelegten Dokumentationsvorhaben regionaler Sprache verdiente sich Hermann Niebaum seine ersten Sporen, indem er eine Fülle von Wortartikeln in fünf Lieferungen des ersten Bandes verfasst hat, es handelt sich dabei im Einzelnen um die Artikelstrecken *Armō<sup>1</sup>deswe<sup>a</sup>rk – Awwis*, *Bāre II – -bauts*, *bī – Bixterhausen* und *Blī – Blutskenklöpper*.

Es ist bemerkenswert und für die Arbeitseinstellung des Jubilars bezeichnend, dass er sich entschlossen hat, nach seiner Pensionierung die noch fehlenden Lieferungen des ersten Bandes des Wörterbuchs fertigzustellen.

Bereits dies könnte der Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens Anlass genug sein, den verdienten Mundartforscher und Sprachwissenschaftler in besonderer Weise zu ehren. Es kommen allerdings noch weitere Gründe hinzu. Seit 34 Jahren zählt Hermann Niebaum zu den Mitgliedern der Kommission und arbeitet als stets präsent und aktives Mitglied in deren Vorstand mit. Die konstante Beschäftigung mit der ‚res westphalica‘ ist und bleibt also ein Herzensanliegen des Jubilars. Es gibt freilich noch eine zweite Seite im Leben des Hermann Niebaum: Seit 1984 bekleidet er die Stelle eines Professors für „Duitse Taalkunde en Nederlandsische Taal- en Letterkunde“ an der Rijksuniversiteit Groningen, mit der sich ein weiterer Betätigungsmittelpunkt – die niedersächsischen Dialekte im Nordosten der Niederlande und die Sprachgeschichte der Stadt Groningen – verbindet. Eine Fülle von Publikationen (man vergleiche das Verzeichnis am Ende dieser Festgabe) gibt darüber Aufschluss, in welchem hohem Maße Hermann Niebaum auch das Wissen über dialektologische und sprachgeschichtliche Fragestellungen dieses Raumes erweitert hat. Ein räumlich übergreifend orientiertes Wissenschaftsdenken war ange-

sichts der beruflichen Verpflichtungen und persönlichen Neigungen ein notwendiger Bestandteil seiner kognitiven Ausrüstung.

Hermann Niebaum, der seit vielen Jahren eine ‚lebendige Brücke‘ zwischen unterschiedlichen Sprach- und Kulturregionen darstellt und der mit seinem irenischen und freundlichen Wesen einen großen Beitrag zur gedeihlichen Wissenschaftskooperation geleistet hat, sei der 49. Band der Zeitschrift „Niederdeutsches Wort“ als Festgabe zum 65. Geburtstag am 26. Januar 2010 gewidmet.

Eine Festgabe wird auch ‚*liber amicorum*‘ genannt; und auch die Beiträge des vorliegenden Bandes stammen von *vrenden*, *vrinden* und *vründen*. Die drei mittelniederdeutschen bzw. mittelniederländischen Varianten für ‚Freund‘ stehen für den niederländischen (*vrint*), den niederdeutschen (*vrünt*) und den westfälischen (*vrent*) Raum, mithin also für die Forschungsareale von Hermann Niebaum.

Die 21 in dieser Festgabe versammelten Beiträge spiegeln das weitgespannte Arbeitsfeld des Jubilars wider, wobei verständlicherweise das ‚Niedersächsische‘ diesseits der Grenze, hier vor allem das Westfälische, im Zentrum steht. Mit dialektologischen Themen befassen sich die Beiträge von Werner Abraham, Amand Berteloot, Markus Denkler, Jan Goossens, Tom F. H. Smits und Jan Wirrer; um Sprachgeschichtliches geht es in den Aufsätzen von Christian Fischer, Jürgen Macha, Agnete Nesse und Robert Peters; dem Bereich Lexikologie/Lexikografie sind die Arbeiten von Nils Århammar, Jan Berns, Robert Damme und Reinhard Goltz zuzuordnen. Das breite Spektrum dieser Ausgabe des Niederdeutschen Wortes runden die Beiträge zur Namenskunde von Rudolf Ebeling, Ludger Kremer, Gunter Müller und Hans Taubken sowie zur Literaturwissenschaft von Jurjen van der Kooi, Gesine Mierke und Ulrich Scheuermann ab.

Münster, im November 2009

Markus Denkler  
Jürgen Macha

Gesine Mierke, Chemnitz

## Christliche Rhetorik im altsächsischen *Heliand*

*Manega uuâron, the sia iro môd gespôn,  
....., that sia bigunnun uuord godes,  
reckean that girûni, that thie rîceo Crist  
undar mancunnea mâriða gifrumida  
mid uuordun endi mid uuercun. (Heliand V. 1–5)<sup>1</sup>*

Mit diesen Versen beginnt der altsächsische *Heliand*, neben der *Evangelienharmonie* des Otfrid von Weissenburg eine der beiden großen Bibeldichtungen des neunten Jahrhunderts, die schon durch ihren beachtlichen Umfang, ca. 6.000 Verse sind uns überliefert, aus den volkssprachlichen Textzeugnissen dieser Zeit herausragt. Der unbekannt Autor beschreibt in Anlehnung an die Evangelien und an den lateinischen Tatian das Leben Jesu – eines der höchsten Themen der Dichtkunst. Allein die Überlieferung des *Heliand* in zwei fast vollständigen Handschriften und vier Fragmenten (TAEGER 1985) lässt vor allem im Vergleich mit den noch vorhandenen altsächsischen Textzeugen auf die besondere Stellung der Dichtung in dieser frühen Zeit schließen.<sup>2</sup>

Um den *Heliand* ranken sich zahlreiche sowohl ältere als auch neuere Forschungsdiskussionen, die sich vor allem mit der Datierung und der Lokalisierung des Textes befassen. In Bezug auf die sogenannte *Heimatfrage* (RATHOFER 1962, 4) wurden Argumente hervorgebracht, die den Autor nach Westfalen, Ostfalen, Fulda, Werden an der Ruhr, Corvey etc. lokalisieren. Dieter KARTSCHOKE hat diesbezüglich von „vielfältigsten Kombinationsmöglichkeiten“ gesprochen: „Der Dichter – ein Angelsachse in Werden, ein Altsachse in Fulda, ein altsächsischer Fuldazögling, ein nach Werden heimgekehrter Fuldaischer Mönch etc.“ (KARTSCHOKE 1975, 42)

Aus der hier nur knapp skizzierten Diskussion wird bereits deutlich, dass aufgrund der umstrittenen Lokalisierung des Textes die Forschungsmeinungen hinsichtlich der Frage, in welchen geistesgeschichtlichen Kontext der Autor zu situieren ist bzw. welches Bildungsprofil ihm zukam, divergieren. Harald Haferland hat diesbezüglich jüngst versucht, ein Konzept für die Entstehung des *Heliand* vorstellbar zu machen, das auf einer Zusammenarbeit zwischen einem Klostergelehrten und einem Sänger beruht, und „ein Team von mindestens einem Zuarbeiter

---

1 Zitiert nach: *Heliand und Genesis*, hg. BEHAGHEL (1984, 7).

2 Steffen KROGH hat 1996 einen ausführlichen Überblick über die erhaltenen altsächsischen Textzeugen gegeben, vgl. KROGH (1996, 111). Im Mai 2006 wurde in der UB Leipzig ein neues (viertes) Fragment des Textes gefunden, vgl. dazu SCHMID (2006).

und Schreiber“ (HAFERLAND 2002, 25) eruiert. Indem er dem Text mündliche Erzähltechniken nachweist, konstatiert er, dass der Autor vorrangig das Profil eines Sängers besessen haben muss, der des geistlichen Wissens aufgrund seiner Kooperation mit einem Kleriker habhaft werden konnte.

Die Frage nach der Person des Autors führt uns zu einer Debatte um Sinn und Gehalt des *Heliand*, die der Rezeption des Textes lange anhaftete. Albert HAUCK hat dies in seiner ‚Kirchengeschichte Deutschlands‘ (HAUCK 1954, 603) wie folgt formuliert: „Die heilige Geschichte ist germanisiert.“ Das Stichwort von der Germanisierung des Christentums schlug sich in zahlreichen Literaturgeschichten nieder, sprach dem *Heliand*-Autor jegliche Gelehrsamkeit ab und verortete den Text allein in mündliche Erzähltraditionen. Dementsprechend erscheint Christus als ein starker und milder Volkskönig, der mit seinen Recken, den Aposteln, durch die Lande zieht, um sein Volk zu erlösen. Diese ‚germanische‘ Fassung bzw. Akkomodation des altsächsischen Evangelientextes läßt den *Heliand* als einen Text erscheinen, der im Zuge der Zwangschristianisierung der Sachsen durch die fränkischen Könige als Missionsinstrument bzw. zumindest als Symbolon der Missionierung seine Wirkung fand (CATHEY 1996, 32). Genannte Diskussionen halten an, obwohl Johannes RATHOFER bereits 1962 unter anderem durch die Untersuchung der Quellen des Textes den theologischen Hintergrund der Dichtung dargelegt hat. Als Quellen werden dem Text, wie schon erwähnt, der lateinische Tatian (Diatessaron), der Matthäuskommentar Hrabans, der Kommentar Bedas zu Lukas und der Alkuins zu Johannes zugrunde gelegt, wobei der Kommentar Hrabans die Hauptquelle bildet (RATHOFER 1962, 10).

Vor dem Hintergrund der aktuellen Diskussionen um die Legitimation der Geisteswissenschaften ist ihre Beziehung zu Kulturwissenschaft und -geschichte verstärkt hinterfragt worden. Zahlreiche Forschungsaufsätze und Einführungsbände sind unter dieser Prämisse entstanden, die Debatten sind keinesfalls abgeschlossen, sondern halten weiterhin an (JAEGER – LIEBSCH 2004; NEUMANN 2004; BENTHIEN – VELTEN 2002). Die stärkere Fokussierung auf den Aspekt der Kultur bringt, wie Ursula PETERS betont, für die Untersuchung mittelalterlicher Texte insofern keinen neuen Ansatz, da „die älteren Texte von Anfang an mehr unter einer ausgeprägt kulturhistorischen Perspektive, d. h. mehr in ihrem Kontextbezug, ihrer Verflechtung mit dem im weitesten Sinne Leben ihrer Autoren und Rezipienten, als strikt textbezogen betrachtet worden sind“ (PETERS 2000, 11).

Auf der Grundlage der ausgeführten fachwissenschaftlichen Diskussionen scheint es von großer Aktualität zu sein, die jeweiligen Kontexte und die dem Text eingeschriebenen Diskurse sichtbar zu machen, die, indem sie Einblicke in das kommunikative und kulturelle Gedächtnis der Zeit gewähren, gerade vertiefte Aussagen über Entstehenshintergründe und Rezeptionzusammenhänge mittelalterlicher Texte ermöglichen. Diese Einblicke sind nicht neu, das Bewusstsein dafür sollte aber vor allem vor dem Hintergrund der Legitimationskrise der Literatur- bzw. Geisteswissenschaften geschärft werden.

Für eine Untersuchung des altsächsischen *Heliand* heißt das, dass der Text verstärkt im Kontext seiner Zeit und Kultur betrachtet werden soll, so dass materielle, theologische, politische und konkret historische Diskussionen Berücksichtigung finden sollten. Der Text wird aus dieser Perspektive als ein Medium verstanden, das als Gedächtnis verschiedener Diskurse, als Gewebe, das unterschiedliche Fäden zusammenführt, fungiert und durch die Entschlüsselung jedes Einzelnen Einblick in die Kultur der Zeit gewährt. Dieser umfassende Ansatz soll im Folgenden kurz umrissen und exemplarisch am Prolog des *Heliand* entfaltet werden.

Der Prolog des Textes (Heliand V. 1–93, 4–7) führt dem Publikum in den ersten Zeilen direkt die Erinnerung an den Missionsbefehl und an die Einsetzung des eucharistischen Geheimnisses vor. Damit rekurriert der Autor auf etwas allgemein Bekanntes, das gleichzeitig schon auf das Kommende deutet: die Verkündigung des Gotteswortes.

Bereits ein Blick auf die ersten Verse des altsächsischen Textes zeigt, dass der Eingang des Textes auf der Grundlage rhetorischer Kenntnisse gestaltet ist, die darauf verweisen, dass der Autor eine entsprechende Ausbildung besessen haben muss. Das Proömion bzw. *exordium* hat, nach Maßgabe der antiken Rhetorik, die Aufgabe, den Hörer auf den Gegenstand der Rede – auf die *causa* – vorzubereiten. Die Dignität der *causa* muss nicht explizit ausgeführt werden, da sie per se am Höchsten, am Leben Christi, an der christlichen Wahrheit, wie im Johannesevangelium formuliert: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“ (Joh 14,6), orientiert ist.

Der *Heliand*-Autor beginnt schulgemäß die Eröffnung der Erzählsituation durch die Anknüpfung an etwas allgemein Bekanntes, um die Aufmerksamkeit – *attentio* – des Publikums zu wecken. Anschließend verweist er auf die vier Evangelisten, die allein berufen waren, das heilige Wort Gottes zu verkünden und aufzuschreiben, wobei der Autor deutlich auf den Akt des Aufschreibens des Wortes in ein Buch: *mid iro handon scriban berehtlīco an buok* (Heliand V. 7, 4), wie es im Text heißt, hindeutet. Der Autor beginnt sein Werk zum einen in direkter, fast wörtlicher Anlehnung an den Evangelisten Lukas: „Schon viele haben es unternommen, einen Bericht über all das abzufassen, was sich unter uns ereignet und erfüllt hat“ (Lk 1,1), zum anderen führt er seine Gewährsmänner in einer bestimmten Reihenfolge auf: Matthäus, Markus, Lukas, Johannes. Diese Abfolge hat der Autor im Vergleich zu seiner Vorlage (Beda Kommentar zu Lukas) verändert. Während Beda die Evangelisten nach Apostelschülern und Aposteln ordnet, übernimmt der *Heliand*-Autor die Reihenfolge, die kanonisch festgelegt ist.<sup>3</sup>

Durch die Aufführung dieser Reihenfolge stellt der Autor sich bewusst in eine bereits bei Irenäus, Eusebius und von Augustinus in *De consensu evangelistarum*

---

<sup>3</sup> Vgl. Beda Venerabilis: In lucae evangelium exposito. In Lucam I, 42 ff. Corpus Christianorum. Series Latina. CXX. Beda Opera. Pars II, 3. Turnholt MCMLX. S. 20: *Qua sententia non soli Lucas et Marcus qui praesentem in carne dominum non uiderunt atque ideo quae scriberent auditu discere debebant uerum Matheus quoque et Johannis apostoli sunt designati.*

ausgeführte Überlieferungslinie, die die Evangelisten ausschließlich in dieser Reihenfolge nennt, nach der sie in der vertretenen Meinung ihre Werke verfasst haben (RATHOFER 1962, 183). Der *Heliand*-Autor teilt auf diese Weise seinem Leserkreis die kanonische Reihenfolge der vier Evangelien mit und weist indirekt auf die geführten Diskussionen hin.

Die Herausbildung des Vier-Evangelienkanons ist ein langer Prozess, bei dem vor allem die Abfolge der Evangelien lange nicht feststand. Der sogenannte Canon Muratori (2./3. Jahrhundert) stellt die Evangelisten in die bekannte Chronologie, nach der das Evangelium des Markus das älteste ist. Augustinus setzt sich ebenfalls mit den schriftstellerischen Beziehungen zwischen den Evangelien auseinander und bestätigt diese Reihenfolge, die sich letztlich durchgesetzt hat (VON CAMPHAUSEN 1968, 228; CONZELMANN – LINDEMANN 1995, 8). Damit ist diese Anordnung der Namen keine nichtssagende Äußerlichkeit, sondern Zeichen einer festen und bestimmten Tradition, durch die der Dichter seinem Publikum seine Kenntnis der Chronologie der heiligen Schriften mitteilt.

Ein weiterer methodischer Schritt ist mit der Nennung der einzelnen Namen erreicht: der Dichter hat dem Publikum seine Autoritäten vorgeführt, hinter denen er schweigend zurücktritt, womit nach Maßgabe der antiken Rhetorik zwei weitere Topoi angesprochen sind: der Topos der affektierten Bescheidenheit und der *auctoritas*-Verweis. Hinter den von Gott Berufenen und durch den Heiligen Geist Inspirierten kann der Autor seinen Namen nicht nennen, durch das Verfassen des Werkes stellt er sich aber dennoch in diese Tradition und verweist auf Autoritäten, die sein Handeln rechtfertigen. Sein Werk wird durch die Vermittlung der christlichen Wahrheit zur Aufforderung der *imitatio* Christi und für ihn zum Dienst an Gott. Das *exemplum* Christi fordert den gläubigen Menschen zur *imitatio*, der Nachvollzug desselben ist von überzeitlicher und absoluter Geltung, denn nur in dem dauernden und ernsthaften Bemühen um die Nachahmung Christi liegt die Möglichkeit für die Erlangung ewigen Heils. Indem sich der Dichter dem *exemplum* Christi widmet, unterwirft er sich einem absoluten Maßstab, vor dem nur die Wahrheit Bestand hat (HAUG 1985).

Allein die Gestaltung des Prologs des Textes zeigt, dass der Autor in jedem Fall in einer gelehrten Umwelt zu situieren ist. Er verwendet für die Ausgestaltung seines Werkes deutlich antik-rhetorische Grundmuster und projiziert sie auf einen christlichen Inhalt. Damit knüpft er an eine Diskussion an, die bereits im alles entscheidenden vierten Jahrhundert vor allem durch Hieronymus und Augustinus geführt wurde.

In der Phase der Konstituierung und Etablierung des Christentums stellt sich immer wieder die Frage, ob das Christentum überhaupt die antiken Formen übernehmen kann. In den ersten Jahrhunderten steht das Christentum in einer Übergangsepoche von einer Außenseiter- und Unterschichtenreligion zum Staatsbekenntnis. Die Probleme, die hier auftreten, betreffen vor allem den Bereich der Kulturtradition und die Konkurrenz zu anderen hellenistischen Religionen und Kulturen. Die Rhetorik als zentrales Element der antiken Bildung wurde dabei zum Feld, auf

dem dieses Dilemma zwischen Jerusalem und Athen diskutiert wurde. Augustinus hat dies in *De doctrina christiana* mit der Auslegung von Ex 12,35 beantwortet: so wie die Israeliten beim Auszug aus Ägypten silberne und goldene Gefäße mitnehmen, soll der Christ die heidnische Wissenschaft von allem Überflüssigen befreien und in den Dienst der Wahrheit stellen. Man muss sich demnach in der christlichen Predigt der rednerischen Mittel bedienen dürfen, die durch die antike Poetik und rhetorische Praxis bereitgestellt werden, denn es wäre widersinnig, die Waffen der Beredsamkeit nur den Vertretern der Lüge zu überlassen und sie den Verteidigern der Wahrheit vorzuenthalten (HAUG 1985, 16; CURTIUS 1993, 50). Augustinus fordert dementsprechend die Wiederaufnahme von Cicero, der in seiner Schrift *De inventione* die Verbindung von *sapientia* und *eloquentia* (Beredsamkeit) propagiert. Auch in anderen Teilen der augustinischen Ausführungen bleibt die Nähe zu Cicero spürbar. Hinsichtlich der Wirkungsintentionen, die Augustinus dem christlichen Redner zuweist, zitiert er seine antike Vorlage direkt und fordert das bekannte *docere, delectare* und *flectere*.

Der Grundstein für die Rezeption der antiken *artes* war damit gelegt und wurde für das gesamte Mittelalter maßgeblich. Die profanen rhetorischen Techniken wurden vor allem für die christliche Predigt von Bedeutung. Dennoch konnte es gerade auf dem Gebiet der antiken Kunsttheorie – der Lehre von den Stilstufen – keine uneingeschränkte christliche Adaptation geben. Das Prinzip einer hierarchisch gestuften Ordnung innerhalb der antiken Stiltheorie, das einem niedrigen Gegenstand einem ebenfalls einfachen und kunstlosen Stil zuordnet und entsprechend einen großen Gegenstand einem erhabenen Stil verpflichtet, stieß auf Seiten der Christen auf ein völlig anderes Weltverständnis (HAUG 1985). Es gibt in christlicher Sicht keine objektive Hierarchie der Gegenstände, denn selbst die niedrigsten Dinge können im Hinblick auf das Heil zu erhabenen werden. Diese Ansicht korrespondiert mit der Rechtfertigung des einfachen Stiles der Bibel, denn hier sind die höchsten Geheimnisse in die schlichteste Sprache gekleidet, die einfachen Fischern zugänglich war. Die Berufung auf die christliche Wahrheit rechtfertigt den Stil, denn das Geheimnis der Menschwerdung Christi verbindet das Niedrige und das Erhabene, zwei Stilbegriffe, die sich nach antiken Vorstellungen nicht verbinden lassen.

Allerdings wird an dieser Stelle ein Konflikt offenbar, den die gesamte Geschichte der christlichen Literaturtheorie in sich birgt und den Walter HAUG als Konflikt zwischen dem „Unvermögen der menschlichen Äußerung gegenüber der göttlichen Offenbarung“ beschrieben hat (HAUG 1985, 23). Aufgrund der unzureichenden Erkenntnis- und Ausdrucksmöglichkeiten des Menschen ist die poetische Wahrheit – das Verfassen des Wortes Gottes – nur durch göttliche Inspiration zu legitimieren, wie dies an den Beispielen der Evangelisten im *Heliand* deutlich vorgeführt wird. Dichtung bringt zum Ausdruck, dass der Mensch dem Göttlichen über das Wort begegnen kann. Christus spricht im *Heliand* immer wieder mit *spâhun uuordun* (Heliand V. 1296, 46) (weisen Worten), seine Männer sind *uuordspâha ueros* (Heliand V. 1150, 42). Auch die Evangelisten sprachen, dies wird im Prolog ausgeführt, *sô manag uuîslik uuord* (Heliand V. 23, 4). Über das Wort vollzieht sich

eine Wechselbeziehung zwischen Gott, Christus und den Menschen, wie im Prolog des Johannesevangeliums ausgeführt. Dieses Wort verweist, wie Augustinus in *De doctrina christiana* dargestellt hat, auf etwas anderes, auf eine dahinterliegende *res*, die erkannt werden muss. Hinter den Worten der Heiligen Schrift gilt es, die Wahrheit zu erkennen. Da die Worte Zeichen der Dinge sind, wird letztlich über die Sprache die Schöpfung Gottes, die Welt dargestellt. Da aber die Sprache nie die Herrlichkeit der göttlichen Welt wiedergeben kann, verweist sie auf die Diskrepanz zwischen Göttlichem und Irdischem und muss sich so demütig vom hohen Stil abwenden, der in den Verdacht der Lüge gerät. Damit kann das Höchste nur im Schlichtesten zur Darstellung gebracht werden. Das Göttlich-Wahre übersteigt alles sinnlich und sprachlich Ausdrückbare und kann letztlich mit Sprache nicht beschrieben werden. Pseudodionysius Areopagita hielt diesbezüglich eine „negative Theologie“ am geeignetsten, die Unbeschreiblichkeit des Göttlichen auszudrücken.

Der Autor des *Heliand* tritt hinter den Evangelisten und vor dem Stoff zurück, dessen Herrlichkeit er durch Worte nicht preisen kann. Dennoch rekurren seine ständig wiederholten wahren und weisen Worte auf genau diesen Aspekt. Er kann der Bedeutung des Gegenstandes nicht gerecht werden, und eben dieses Bekenntnis zur *humilitas* rechtfertigt nicht nur seinen Stil, sondern seine Darstellung der christlichen Wahrheit.

Vor dem hier ausgeführten Hintergrund und der gleichzeitigen christlichen Überformung antiken Wissens ist das eigentliche *novum* des Textes zu betrachten: die Abfassung in der Volkssprache. Der Text entstand um 840, damit in einer Zeit, in der die karolingische Bildungserneuerung bereits ihren Eindruck hinterlassen hatte. Ohne auf die Bestrebungen detailliert einzugehen, sei an dieser Stelle nur an die um 784/85 verfassten und wohl von Alkuin mitformulierten *Epistolae de litteris colendis* und an die *Admonitio generalis* erinnert, die sich an alle Bischofskirchen und Klöster richteten und Kenntnis der Heiligen Schrift, damit richtiges Sprechen, Lesen und Schreiben, um Gott richtig dienen zu können, forderten.

Vor diesem Hintergrund gewann die Volkssprache für die Vermittlung entsprechenden Wissens an Bedeutung. Sie trat in den Dienst der Vermittlung, der Erklärung und wurde selbst durch Lehnwörter, Lehnübersetzungen, ja durch Aufzeichnung bereichert und verwandelt. So entstand eine Übersetzungsliteratur, die sich von der Erklärung einzelner Wörter über die systematische Glossierung bis zu selbständiger Dichtung erstreckt. Otfrid gibt, einige Jahrzehnte später als der *Heliand*-Autor, sehr genau Auskunft darüber, welche Schwierigkeiten mit dem Prozess des richtigen Schreibens in der Volkssprache einhergingen. Dabei beschreibt er ein Problem, das auch für die Arbeit des *Heliand*-Autors Relevanz besaß. Neben die *tres sacrae linguae* tritt die auch von Otfrid als barbarisch empfundene Volkssprache, die jener zu zähmen versuchte. Otfrid meinte, dass ein jeder Mensch, da Gott allen Menschen das Werkzeug der Stimme verliehen hat, in seiner Sprache des Schöpfers gedenken, ihn verherrlichen, ihn zu erkennen versuchen und seinen Dienst an ihm verrichten solle (ERNST 1975, 135). Dies korrespondiert mit der Vorstellung, dass durch das Pfingstwunder auch die babylonische Sprachverwirrung überwunden

werden kann. Wie Lukas sieht Otfrid in allen Sprachen der Welt die Wiederherstellung der in Babel verlorengegangenen Einheit, Symbol und wunderbare Vorwegnahme der weltweiten Verkündigung des Glaubens, den die Apostel bezeugen.

Der *Heliand* transportiert mit der Formulierung der christlichen Glaubensbotschaft in altsächsischer Sprache noch ein weiteres Sinnangebot, indem die Sprache der Sachsen als memoriales Element fungiert. Über die Sprache knüpft der Autor an historische Ereignisse in der Vergangenheit an, die im kollektiven Gedächtnis der Sachsen und der Franken noch präsent waren. Die grausamen Vorgehensweisen Karls des Großen im Rahmen der Zwangschristianisierung der Sachsen und die sich daran anschließenden Integrationsbemühungen waren im Gedächtnis der Zeitgenossen vorhanden und mussten vor allem bei dem Versuch der karolingischen Gelehrten, das christliche Herrschaftsideal vom *rex et sacerdos* umzusetzen, erneut virulent werden.<sup>4</sup> Alkuin hat dieses Problem, das seit Karl existent war, deutlich beklagt und kritisiert. Hrabanus Maurus als Schüler des berühmten Angelsachsen trat nicht nur in bildungspolitischer Hinsicht die Nachfolge Alkuins an, sondern hielt vor allem am Ideal des rechtmäßigen christlichen Herrschers fest, was seine Positionierung im Rahmen der Machtkämpfe unter den Karlsruern belegt.

Hrabanus geriet in den Auseinandersetzungen der Bruderkriege unter den Nachfolgern Ludwigs des Frommen in konfliktreiche Situationen mit Ludwig dem Deutschen, den der Fuldaer Abt zunächst nicht als den rechtmäßigen Herrscher anerkannte. Während auch Hrabanus, wie zuvor Alkuin, am Ideal des *populus christianus*, das von einem rechtmäßigen christlichen Herrscher, dessen Platz nach Auffassung Hrabanus' Lothar I. zukam, festhielt, geriet er in Konflikt mit der weltlichen Macht, was letztlich seinen Rückzug aus der Reichspolitik bewirkte, bevor er nach der Versöhnung mit Ludwig dem Deutschen 847 zum Mainzer Erzbischof erhoben wurde (HARTMANN 1982; BIGOTT 2002).

Die Erinnerung des Lebens Jesu in altsächsischer Sprache basiert auf diesen Kontexten und nimmt als Medium des Gedächtnisses die virulenten Probleme der Zeit auf. Der *Heliand* wurde als Ergebnis der karolingischen Bildungserneuerung, vor deren Hintergrund der Text erst entstehen konnte, zu einer Verbindung im Geiste zwischen sächsischem und fränkischem Volk, zu einer Integration der Sachsen und ihrer Geschichte unter dem einheitsstiftenden Dach des christlichen Glaubens. Die gewaltsame Eingliederung des sächsischen Volkes und das nach christlichem Ideal gerade nicht rechtmäßige Verhalten der fränkischen Herrscher wurde in der Rückschau nachträglich thematisiert und kritisiert.

*Memoria*, christliches Gedächtnis, wird damit auf drei Ebenen transparent. Sie ist wesentliches Element der antiken Rhetorik und gehört damit zum Bildungsrepertoire des Autors, wird aber als zentraler Bestandteil der christlichen Glaubenslehre eben christlich überformt und in augustinischem Sinne erweitert. Durch das Abfassen des

---

<sup>4</sup> Das karolingische Herrschaftsprogramm kann hier nicht detailliert entfaltet werden. Vgl. dazu ANGENENDT (1990; 1997).

Lebens Christi wird das Höchste memoriert und gleichzeitig *officium* – Dienst an Gott – verrichtet. Über die Verwendung der altsächsischen Sprache werden vergangene Ereignisse memoriert, und durch die Gabe der christlichen Heilsbotschaft wird für die Verstorbenen gebetet. Die *memoria* verbindet alle in brüderlicher Gemeinschaft, wie Christus bei der Einsetzung des Abendmahles formuliert hat (1 Kor 11,24). Diese Gemeinschaft existiert im Glauben, das Ereignis der Einsetzung wird zum Muster der Erinnerung (OEXLE 1985, 76). *Memoria* ist aber nicht nur Erinnerung, sondern manifestiert sich vor allem als „Gebet und Fürbitte“, wie Otto Gerhard OEXLE dies beschrieben hat (OEXLE 1976, 87). OEXLE spricht unter diesem Aspekt von Gebet als Ausdruck des Gemeinschaftslebens einer Personengruppe, die sich durch das Gedenken konstituiert, und beschreibt das Gebet gleichzeitig als Geschenk oder Gabe von Mitgliedern einer Gemeinschaft für eine andere. Das gegenseitige Nehmen und Geben ist nicht nur Grundkonstituente der christlichen Glaubensgemeinschaft, sondern schafft vor allem in der noch relativ unstrukturierten Welt des Frühmittelalters soziale Verbindungen. Die Ausbildung derartiger sozialer Bindungen beginnt im frühen Mittelalter durch die Etablierung einzelner Klöster. Auf diese Weise entstehen Gemeinschaften, die an einem Ort existieren, aber auch solche, die weite geographische Räume überspannen. Diese Verbrüderungen hatten vor allem die Aufgabe, für die Lebenden, Kranken und Verstorbenen der jeweiligen Gemeinschaft zu beten (OEXLE 1976, 89).

Der *Heliand*-Dichter praktiziert dies zum einen allein durch den Stoff, den er vermittelt, und zum anderen durch die Verwendung der altsächsischen Sprache, die somit an die Stelle der Namensnennung innerhalb der memorialen Situation tritt, die durch den Text geschaffen wird.

Die antike Rhetorik wird auf diese Weise im augustinischen Sinne in den Dienst der Wahrheit gestellt, antike Techniken werden christlich überformt. Die altsächsische Sprache wird zum verbindenden Element in menschlich-göttlicher Kommunikation. Die in den ersten Versen angesprochene Verkündigung gilt als göttlicher Auftrag, der von Anfang an Sinn und Zweck rhetorischer Form unter theologische Gesichtspunkte rückt und relativiert. Friedrich PRINZ hat für die Beschäftigung des westlich-lateinischen Mönchtums mit antiker Literatur bzw. mit antikem Bildungsgut die Hegelsche Gedankenfigur des Aufhebens in dreifacher Bedeutungsauslegung verwendet, die am Beispiel des altsächsischen *Heliand* und dem Umgang mit christlicher *memoria* sichtbar wird (PRINZ 1980, 67). Prinz spricht vom Aufheben als Beseitigen der heidnischen Bedeutungszusammenhänge, vom Aufheben als Bewahren im Sinne von Hege und Weitergabe der klassischen Handschriften im Kloster und vom Aufheben im Sinne von Höherheben, Emporheben des antiken Wissens als Übernahmen der antiken Kulturwerte in den neuen, christlichen Kontext des Mittelalters.

Anhand der kurzen Ausführungen zum Prolog des altsächsischen *Heliand* sollte exemplarisch vorgeführt werden, welche Bedeutung der Kontextualisierung mittelalterlicher Textzeugnisse zukommt. Insbesondere die Literatur der frühen Zeit wird erst vor dem Hintergrund der ihr eingeschriebenen Diskurse verständlich und stiftet

Sinn im Wissenshorizont ihrer Zeit. Die Untersuchung der Texte aus memorialer Perspektive bietet dabei einen Ansatzpunkt, der die Diskussionen der verschiedenen Lebensbereiche wie Politik, Religion, Geschichte umfasst und unter kulturellem Aspekt synthetisiert. Ulrich Ernst hat Dichtung als ein „Instrumentarium“ bezeichnet, „das es erlaubt, Taten und Leistungen der Vorfahren, Lebensweisheiten und Formen des religiösen Weltverständnisses mittels ästhetischer Strukturierung im kulturellen Gedächtnis aufzubewahren“ (ERNST 1993, 73). Vor diesem Hintergrund birgt auch der altsächsische *Heliand* als Gewebe verschiedene Diskurse, die im Kontext ihrer Zeit Einblick in die uns fremde Kultur des Mittelalters geben.

### Literatur

- Heliand und Genesis. Hg. von Otto BEHAGHEL. 9. Aufl. bearb. von Burkhart TAEGER. Tübingen 1984.
- Augustinus: De doctrina christiana. In: Corpus Christianorum. Series Latina. XXXII. Aurelii Augustinii Opera. Pars IV, I. Turnholt 1962, S. 1–167.
- Beda Venerabilis: In lucae evangelium exposito. In Lucam I, 42 ff. Corpus Christianorum. Series Latina. CXX. Beda Opera. Pars II, 3. Turnholt 1960.
- Cicero: De inventione. Hg. und übers. von Theodor NÜBLEIN. Düsseldorf 1998 (Sammlung Tusculum).
- Otfrid von Weißenburg: Evangelienbuch. Auswahl Althochdeutsch/Neuhochdeutsch. Hg., übers. und komm. von Gisela VOLLMANN-PROFE. Stuttgart 1987.
- ANGENENDT, Arnold (1990): *Das Frühmittelalter. Die abendländische Christenheit von 400 bis 900*. Stuttgart u. a.
- ANGENENDT, Arnold (1997): *Karl der Große als ‚rex et sacerdos‘*. In: BERNDT, Rainer (Hg.): *Das Frankfurter Konzil von 794. Kristallisationspunkt Karolingischer Kultur*. Teil 1: *Politik und Kirche*. Mainz (Quellen und Abhandlungen zur mittelrheinischen Kirchengeschichte, 80), S. 255–278.
- BENTHIEN, Claudia – VELTEN, Hans Rudolf (Hgg.) (2002): *Germanistik als Kulturwissenschaft. Eine Einführung in neue Theoriekonzepte*. Hamburg.
- BIGOTT, Boris (2002): *Ludwig der Deutsche und die Reichskirche im Ostfränkischen Reich (826–876)*. Husum (Historische Studien, 470).
- VON CAMPHAUSEN, Hans Freiherr (1968): *Die Entstehung der christlichen Bibel*. Tübingen (Beiträge zur Historischen Theologie, 39).
- CATHEY, James E. (1996): *Die Rhetorik der Weisheit und Beredtheit im altsächsischen Heliand*. In: *Literaturwissenschaftliches Jahrbuch* 37, S. 31–46.
- CONZELMANN, Hans – LINDEMANN, Andreas (1995): *Arbeitsbuch zum Neuen Testament*. 11. Aufl. Tübingen.
- CURTIUS, Ernst-Robert (1993): *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*. 11. Aufl. Tübingen.

- ERNST, Ulrich (1975): *Der liber evangeliorum des Otfrid von Weissenburg. Literaturästhetik und Verstechnik im Lichte der Tradition*. Köln (Kölner Germanistische Studien, 11).
- ERNST, Ulrich (1993): ‚*Ars memorativa*‘ und ‚*Ars poetica*‘ in Mittelalter und Früher Neuzeit. In: BERNIS, Jörg Jochen – NEUBER, Wolfgang (Hgg.): *Ars memorativa. Zur kulturgeschichtlichen Bedeutung der Gedächtniskunst*. Tübingen (Frühe Neuzeit, 15), S. 73–100.
- HAFERLAND, Harald (2002): *War der Dichter des ‚Heliand‘ illiterat?* In: *ZfdA* 131, S. 20–49.
- HARTMANN, Wilfried (1982): *Die Mainzer Synoden des Hrabanus Maurus*. In: KOTTJE, Raimund – ZIMMERMANN, Harald (Hgg.): *Hrabanus Maurus. Lehrer, Abt und Bischof*. Wiesbaden (Akademie der Wissenschaften und der Literatur. Geistes- und sozialwissenschaftliche Klasse. Einzelveröffentlichung, 4), S. 130–144.
- HAUCK, Albert (1954): *Kirchengeschichte Deutschlands*. Bd. 2. 8. Aufl. Berlin.
- HAUG, Walter (1985): *Die Voraussetzungen. Antike Rhetorik und christliche Ästhetik*. In: DERS.: *Literaturtheorie im deutschen Mittelalter. Von den Anfängen bis zum Ende des 13. Jahrhunderts*. Darmstadt (Germanistische Einführungen).
- JAEGER, Friedrich – LIEBSCH, Burkhard (Hgg.) (2004): *Handbuch der Kulturwissenschaften*. Bd. 1: *Grundlagen und Schlüsselbegriffe*. Stuttgart Weimar.
- KARTSCHOK, Dieter (1975): *Altdeutsche Bibeldichtung*. Stuttgart.
- KROGH, Steffen (1996): *Die Stellung des Altsächsischen im Rahmen der germanischen Sprachen*. Göttingen (Studien zum Althochdeutschen, 29).
- OEXLE, Otto Gerhard (1976): *Memoria und Memorialüberlieferung im früheren Mittelalter*. In: *Frühmittelalterliche Studien* 10, S. 70–95.
- OEXLE, Otto Gerhard (1985): *Die Gegenwart der Lebenden und der Toten. Gedanken über Memoria*. In: SCHMID, Karl (Hg.): *Gedächtnis, das Gemeinschaft stiftet*. Zürich, S. 74–107.
- NEUMANN, Gerhard (2004): *Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft*. In: STEGBAUER, Kathrin u. a. (Hgg.): *Kulturwissenschaftliche Frühneuzeitforschung. Beiträge zur Identität der Germanistik*. Berlin, S. 131–160.
- PETERS, Ursula (2000): *Text und Kontext. Die Mittelalter-Philologie zwischen Gesellschaftsgeschichte und Kulturanthropologie*. In: *Nordrhein-Westfälische Akademie der Wissenschaften. Geisteswissenschaften. Vorträge G 365*. Wiesbaden, S. 5–41.
- PRINZ, Friedrich (1980): *Askese und Kultur. Vor- und frühbenediktinisches Mönchtum an der Wiege Europas*. München.
- RATHOFER, Johannes (1962): *Der Heliand. Theologischer Sinn als tektonische Form. Vorbereitung und Grundlegung der Interpretation*. Köln Graz.
- SCHMID, Hans Ulrich (2006): *Ein neues „Heliand“-Fragment aus der Universitätsbibliothek Leipzig*. in: *ZfdA* 135, S. 309–332.
- TAEGER, Burkhard (1985): *Der Heliand. Ausgewählte Abbildungen zur Überlieferung*. Göppingen (Litterae. Göppinger Beiträge zur Textgeschichte, 103).